

TIM
FINCH



FRIEDENS-
GESPRÄCHE

ROMAN

ROWOHLT



Tim Finch

Friedensgespräche

Roman

Aus dem Englischen von Johann Christoph Maass

Über dieses Buch

Friedensverhandlungen auf dem Zauberberg: Edvard Behrends ist ein erfahrener Diplomat, hoch geschätzt für sein Geschick, Friedensabkommen zu vermitteln, egal, wie verhärtet die Positionen sind. Nun soll er Frieden stiften zwischen zwei Bürgerkriegsparteien aus dem Nahen Osten, mit denen er in einem abgelegenen Berghotel in den Tiroler Alpen festsitzt. Doch die frische Bergluft zeigt keine heilende Wirkung, die Verhandlungen gehen nur schleppend voran, und die verfeindeten Fraktionen drohen immer wieder mit ihrem Abbruch. Echter Fortschritt ist eine Hoffnung, aber noch nicht in Sicht. Zuflucht sucht Edvard in der Musik, der Natur, der Literatur – und bei Anna, die für ihn alles bedeutet, mit der er sich verbunden fühlt wie mit niemandem, die omnipräsent ist und so quälend abwesend.

«Tim Finch hat einen wundervollen Roman geschrieben, so knapp wie gewaltig, so humorvoll wie traurig. Auf eindringliche Weise verzeichnet er, was es bedeutet, Frieden zu schließen, mit anderen ebenso wie mit sich selbst.» Colum McCann

Vita

Tim Finch war Pressechef beim führenden Thinktank IPPR, vorher beim Refugee Council. Er arbeitete als Journalist bei der BBC, als Korrespondent in Westminster, und schreibt u.a. über Migrationsfragen. Heute lebt er als freier Schriftsteller in London.

Johann Christoph Maass, geboren 1973, war Schlagzeuger, bevor er Literaturwissenschaften studierte. Er arbeitet als freier Übersetzer in Berlin. Zuletzt hat er Bücher von Jonathan Lethem, Howard Jacobson, Antonio Ruiz-Camacho und Tom Perrotta übertragen.

Für Claudia

Ich bin der Welt abhandengekommen,
Mit der ich sonst viele Zeit verdorben.
Sie hat so lange von mir nichts vernommen,
Sie mag wohl glauben, ich sei gestorben.

Es ist mir auch gar nichts daran gelegen,
Ob sie mich für gestorben hält.
Ich kann auch gar nichts sagen dagegen,
Denn wirklich bin ich gestorben der Welt.

Ich bin gestorben dem Weltgewimmel,
Und ruh in einem stillen Gebiet.
Ich leb in mir und meinem Himmel,
In meinem Lieben, in meinem Lied.

friedrich rückert, *Ich bin der Welt abhandengekommen*

Aus der Welt gekugelt

Jeden zweiten Tag absolviert eine Gruppe von uns frühmorgens, gleich als Erstes, dieselbe Fünf-Kilometer-Runde. Sie ist gewissenhaft ausgeschildert und, gerade noch eben so, als «moderat» klassifiziert: Die anspruchsvolleren Abschnitte werden von längeren, gemütlicheren abgelöst.

Am Treffpunkt wird stets erhebliches Aufhebens gemacht, um Schnürsenkel, Fleecepullis, Gehstöcke und Energieriegel. Aber von dem Augenblick an, in dem wir uns anschicken, das Schneefeld hinter dem Hotel zu queren, löst sich Gereiztheit in nichts auf. Im Knirschen der Stiefel auf der Schneedecke drückt sich das Hochgefühl aus, das uns alle erfüllt, ausgelöst davon, draußen zu sein in der makellosen Kälte des frühen Morgens, hoch oben in den Bergen Tirols.

Wir machen die Runde nur dann nicht, wenn weißer Nebel die Welt vor unseren Augen auslöscht, was gnädigerweise nicht häufig vorkommt, denn an diesen Tagen laufen die Verhandlungen nie so gut wie sonst. Dann frühstücken wir eher spät, versteckt hinter den Seiten der *International Herald Tribune*, der *Times*, der *Frankfurter Allgemeinen* und anderen Zeitungen. Es war Baudelaire (ich habe es im Netz nachgesehen), der sich über diesen «widerlichen Aperitif»

mokierte, den «der zivilisierte Mensch jeden Tag zu seiner Morgenmahlzeit» genieße. «Sittlichkeitsdelikte, Folterungen (...), ein Rausch von allgemeiner Grässlichkeit.» Recht hat er, aber das Wort Aperitif hat mich stets irritiert. Zum Frühstück? Als symbolistischer Dichter womöglich.

Vielleicht um Baudelaire Respekt zu zollen, ziehen einige von uns von Zeit zu Zeit ein Buch der Zeitung vor, trotz der Schwierigkeit, es beim Essen aufgeschlagen zu halten. Auch ausgeklügelte Arrangements mit Salz- und Pfefferstreuern, French-Press-Kannen, Milchkännchen und unbenutztem Besteck funktionieren eigentlich nie so richtig. Das gebundene Buch kommt hier zu seinem Recht, wie ich finde, mit seiner besseren Aufschlagbarkeit gewissermaßen, während das Taschenbuch, im Bett so praktisch, für den Frühstückstisch einfach zu leicht ist. Was die aktuellen Lektüren betrifft: Ich habe gesehen, was dich freuen wird, dass mehr als ein Exemplar des *Zauberberg* in Angriff genommen wurde (wir sind ein berechenbarer Haufen), einschließlich eines, und hier copy und paste ich erneut, **الجبل السحري**.

(Es war einer der jüngeren Kollegen, der mich darauf hinwies. Ich bin so weit entfernt davon wie eh und je, des Arabischen mächtig zu sein, leider, eindeutig ein Nachteil in diesem Metier, ungeachtet meines nominellen Standings. Fortwährend frage ich mich: Wie lange noch, bis mir die Puste ausgeht? Und was folgt dann? Der Ruhestand in irgendeiner

Form, denke ich mal; einst eine semibehagliche Aussicht, mittlerweile allerdings eigentlich ausschließlich gefürchtet.)

Kein Vertreter der beiden Delegationen isst, läuft oder spricht mit uns außerhalb der formalen Sitzungen. Sie sind im Hotel in separaten Stockwerken untergebracht. Sie beten, ebenfalls getrennt, in eigens dafür vorgesehenen Räumen. Die Mahlzeiten nehmen sie im Hauptspeisesaal ein, aber in ausgewiesenen Bereichen an entgegengesetzten Enden. Ich achte genau darauf, beiden Parteien jeden Tag einen guten Morgen zu wünschen, und sie erwidern den Gruß respektvoll.

Um für einen Moment auf den *Zauberberg* zurückzukommen. Es irgendwann einmal zu erwähnen («Ich habe gesehen, dass Sie ...») könnte sich bei dem betreffenden Verhandlungspartner als hilfreich erweisen: Kleine Dinge wie diese tun das manchmal. Doch die Tatsache, dass er ein so wunderbares Englisch spricht, und das so ostentativ, gibt mir zu denken. Sendet er mittels seiner Lektüreauswahl irgendein Signal? Und falls ja, welches?

Vermintes Gelände, wohin man schaut, Liebling, höre ich dich sagen.

Nachdem wir auf unserem Weg über das Schneefeld in Schwung gekommen sind, müssen wir auf einer kleinen Holzbrücke Vorsicht walten lassen, da die Holzbohlen vereist und daher tückisch sein können. Die Brücke kreuzt einen Bergbach, auch wenn seine Stromschnellen und Tümpel den Großteil der Wochen über, die wir hier sind,

überraschenderweise eingefroren waren, als ob eine Winterhexe sie mit ihrem Zauberstab berührt hätte.

Aber lass mich das «als ob» mal gleich wieder streichen. Dass dahinrauschendes Wasser in eine solche lautlose Schockstarre versetzt werden kann, ist nicht einfach schnöder Vereisung geschuldet, sondern ein untrügliches Zeichen dafür, dass hier Magie am Werk ist. Dann, so ist der Lauf der Dinge, führt uns der Pfad in eine abgezirkelte Fichtenschonung, der so gar nichts Magisches innewohnt. Die Bäume sind nummeriert, und es riecht nach Sägeschuppen und Holzhandlung. Dann überqueren wir eine asphaltierte Straße, und vor einer Reihe moderner Chalets stehen BMWs und VWs mit Skiern und Snowboards auf den Dachgepäckträgern.

Aber das ist es dann auch gewesen. Danach führt unser Weg fort vom Glitter des Resorts, hinein in wildere Kiefern- und Tannenwälder, hin zu einem der steileren, felsigeren Anstiege, bis wir nach einer gewissen Zeit die Baumgrenze des Berges erreichen und mit einem atemberaubenden Panorama von Wipfeln belohnt werden. Die dünne Luft prickelt in den Lungen und brennt im Gesicht. Der Himmel ist sattblau, einzig die sich verflüchtigende Spur eines Flugzeugs sorgt für einen hauchzarten Streifen himmelblauer Tönung.

«Chef», sagt jemand, klopft mir mit einer schweren Bärentatze auf die Schulter.

«Ja?», sage ich.

Der Bann muss stets gebrochen werden.

«Nicht übel, der Blick, oder?»

Wie gesagt.

Meine Dauerpräsenz in der Wandergruppe – ich habe nicht einen Tag gefehlt – tut dem Gemeinschaftsgefühl keinen Abbruch, davon bin ich überzeugt. An Morgen, an denen ausgelassener Stimmung herrschte, habe ich mich an den Schneeballschlachten beteiligt und mich wie die anderen mit dem hinter der Theke geklauten Metalltablett an dem Hang mit der siebenprozentigen Neigung versucht. Mein Purzelbaum in eine Tiefschneesenke hat für erhebliche Belustigung gesorgt. Dennoch trifft es zu, dass ich versuche, kein Teil jener losen Grüppchen zu sein, die sich formieren und auflösen, die plaudern und lachen, während wir den Berg hinaufsteigen. Ich bleibe lieber etwas zurück oder gehe voraus, in Gedanken versunken. Und natürlich muss man sich in gewissem Maß seiner Funktion, seiner Position bewusst sein, selbst eingemummt auf dem Berg. Eine gewisse Distanz muss immer gewahrt bleiben.

Ich bringe dich zum Lachen, ich merke schon. Na denn, *sehr gut*, denn du solltest nicht auch nur einen Augenblick lang denken, dass ich deprimiert sei oder einsam. Natürlich vermisste ich dich. Permanent.

Der höchste Punkt unserer Wanderung ist erreicht, wenn wir bei der kleinen Kapelle ankommen – und dort ein paar Minuten lang Pause machen –, die dort steht, wo sich der ausgewiesene Pfad gabelt, wobei die andere Route zum Pass über den Berg und hinein ins nächste Tal führt.

An einem Samstag schlugten einige von uns diesen Pfad ein, wir hielten uns dabei für sehr wagemutig. Was würden wir auf der anderen Seite des zerklüfteten Kamms entdecken? Die Gipfelstation eines Skilifts, wie sich herausstellte. Mit einer lärmenden Cafeteria, die an eine Autobahnraststätte erinnerte, umsäumt von einer Palisade aus grellbunten Skiern. Wir fuhren mit der Gondel hinab in das andere Resort und mussten dann eine Stunde lang mit dem Bus zurück in unser Dorf fahren. Die meiste Zeit über auf einer doppelspurigen Schnellstraße, in dichtem Verkehr und bei Schneeregen. Es war ein Rüstzeit-Tag.

Die Kapelle ist ein reizendes, rustikales Bauwerk. Sie steht unter einen Felsüberhang geduckt und hat ein gewelltes, mit Schindeln gedecktes Dach, geschmückt von einem einfachen Kreuz. Ansonsten ist es eine Holzhütte, durch die Jahreszeiten geschmackvoll verwittert. Im Innern stehen grobe Holzbänke und ein Tisch mit einem Holzkreuz, es gibt ein einzelnes Buntglasfenster, in abstraktem Design, in Gedenken an einen Mann aus der Gegend, der im Alter von nur 22 Jahren bei einem Autounfall starb. Außerdem brennt ein ewiges Licht, eine Öllampe, und das, wie es die Sitte will, permanent, bis ans Ende der Tage. Da jedes der tadellos gepflegten Gräber auf dem Friedhof der Dorfkirche allabendlich von einer Kerze beleuchtet wird, ist es wohl sehr wahrscheinlich, dass jemand – vielleicht dieselbe Person – täglich den Berg hinaufwandert und sich auch um dieses einzelne Lichtlein kümmert. Doch wir haben nie auch nur eine Menschenseele bei der Kapelle

gesehen, noch nicht einmal Stiefelabdrücke auf dem Pfad dorthin, bis auf unsere eigenen. Mit Skiern vielleicht?, schlägt jemand vor. Langlauf? Ich hingegen bevorzuge den Gedanken, dass es jemanden gibt, der will, dass wir dieses ewig brennende Licht für ein kleines Wunder halten und daran glauben.

Was immer wir auch glauben, wir alle halten einen Augenblick inne, um nachzudenken. In erster Linie über persönliche Dinge, aber auch, da bin ich sicher, über die Bedeutung unserer Mission. Von diesem Adlerhorst hoch oben über dem Resort können wir gerade so die Dächer des Hotels und des Tagungszentrums ausmachen. Von diesem Moment an beginne ich, mich immer aufs Frühstück zu freuen. Und auf die Aufgaben des Tages.

Der Abstieg hat dann eher ernüchternden Charakter, wohl kaum zu vermeiden. Aber das, wovon ich dir erzählen wollte, ereignete sich auf unserer heutigen Wanderung während des Abstiegs. Alle waren ziemlich gelangweilt. Nicht nur von der Wanderung, sondern auch davon, hier zu sein. Das Tauwetter begleitende Tropfgeräusche waren zu hören, was aber einzig den Effekt hatte, uns daran zu erinnern, wie lange diese Gespräche bereits schon andauern. Sich immer und immer wieder im Kreis drehen, an denselben Punkten beginnen und landen, aber trotz aller Anstrengungen nicht vom Fleck kommen ... Ich habe damit zu kämpfen, merke ich.

Und da war es dann. Ein starkes Seil, festgeknotet an einem kräftigen Ast, der über eine tiefe Rinne hing, das felsige Bett durch eine weiche Schneedecke abgepolstert. Wir hatten das

Seil vorher nie gesehen, dabei hätten wir es bei all den Malen, als wir die Stelle passiert hatten, nicht übersehen können. Ein paar Kinder aus der Gegend mussten es, winterlicher Aktivitäten überdrüssig und voller Vorfreude auf den Frühling, am Abend zuvor aufgehängt haben. Länger werdende Abende: noch so eine Sache.

Wir mussten es selbstredend in Beschlag nehmen: dieses unerwartete, angenehm aufregende, vor allem aber *neue* Element unseres frühmorgendlichen Ausgangs. Statt die Rinne mittels der Fußgängerbrücke zu überqueren, schwangen wir uns abwechselnd hinüber wie Tarzan. Einige von uns, vielleicht um sich Mut zu machen, stießen dabei sogar den Tarzan-Schrei aus.

Jooooo-oddle-oddle-oooooooooo-joddle-oddle-oooooooo

Ein seltsames Geheul, wenn man es recht bedenkt, das doch eher alpin klingt denn affenartig, was eher den europäischen Wurzeln Johnny Weissmüllers geschuldet ist – oder, um genau zu sein, János Weißmüller (geb. 1904 in Szabadfalva, Österreich-Ungarn) – als einer Kindheit unter Primaten, sprich mit Cheeta (oder Cheetah, Cheta oder Chita – die eigentlich Jiggs hieß). Wie du dir denken kannst, war unser kleines Abenteuer das bestimmende Thema in der Gaststube. Und hier noch ein weiterer erstaunlicher Fund – ebenso aus dem Internet –, den ich mit den anderen teilte und der für Erheiterung sorgte: nämlich dass ein gewisser Edgar Rice Burroughs sich den Tarzan-Schrei hatte sichern lassen, weshalb jedes *Jooooo-oddle-*

oddle-ooooooooo-joggle-oddle-ooooooo streng genommen eine Urheberrechtsverletzung darstellt.

Aber warum erzähle ich dir das alles? Weil ich dich wissen lassen wollte, dass ich es unversehrt auf die andere Seite schaffte. Ich war ehrlich gesagt ziemlich stolz auf mich, auch wenn es keine sonderlich große Distanz war und die Gefahr bei so viel Schnee zu vernachlässigen. Trotzdem ereignete sich ein Unfall, der dann doch recht dramatisch ausfiel. Was passierte, war, dass die vorletzte Lianenkünstlerin, um im Bild zu bleiben – ein oder zwei von uns benutzten die Brücke –, sich bei der Aktion die Schulter auskugelte. Was wohl damit zu tun hatte, dass sie sich zu lange am Seil festhielt und sich dann den Arm überdehnte, als sie schließlich losließ.

Der Plosivlaut, als das Schultergelenk aus der Pfanne sprang, war in unerträglicher Eindeutigkeit zu hören. Unsere Kollegin – Berenice ist ihr Name – schrie vor Schmerz auf und fiel uns dann buchstäblich vor die Füße. Auch ich gehörte zu denjenigen, die – anders kann man es nicht beschreiben – *zurückzuckten*. Wir konnten ihr Leid nicht ertragen; wie es uns selbst durchfuhr. Unsere instinktive Reaktion war nicht Mitleid, sondern Ekel, eine Reaktion, die viel über die menschliche Natur aussagt – unser Unvermögen, unseren Egoismus hintanzustellen. (Ich muss sicher nicht erwähnen, dass diese Dinge in der Gaststube eher nicht zur Sprache kamen.)

Aber wir wurden auch Zeugen der anderen Seiten der menschlichen Natur, wo sich die *besseren Engel* aufschwingen. (Ich habe übrigens Pinkers Buch hier gerade noch einmal

gelesen, als Mittel gegen den widerlichen Aperitif gewissermaßen.) Einer von uns nahm das Heft in die Hand, Hans, ein dänischer Berichterstatter, der sich als ausgebildeter Ersthelfer entpuppte. Nur wenige knappe Anweisungen waren nötig, und Berenice lag flach auf dem Boden, bereit für den Eingriff. Dann kniete er sich hin, das rechte Bein gegen ihre Schulter gedrückt, und ließ den Arm mit einem beherzten Ruck und einer Art Drehbewegung wieder an Ort und Stelle schnappen. Das Manöver ließ an das Zusammenspiel von Ruder und Dolle denken: der fuchtelnde Arm, ein kurzes, schauerliches Knirschen, gefolgt von der reibungslosen, beinahe schmeichelnden Bewegung des Gelenks.

Außer dem ölichen Schweißfilm auf ihrer Oberlippe deutete nichts in Berenices Gesicht auf Schmerzen hin, nachdem es nur Augenblicke zuvor ausschließlich aus Schmerz bestanden hatte. Man hatte tatsächlich das Gefühl, es würde ihr sogar schwerfallen, sich Schmerzen *vorzustellen*, selbst in ferner Zukunft, von der jüngsten Vergangenheit einmal ganz abgesehen, derart stark empfand sie die Erlösung davon. (Was vermutlich an ihrem erhöhten Adrenalinpegel lag.) Sie musste davon abgehalten werden, ihren jüngst verehrten Arm um den Kopf zu legen, um zu beweisen, wie vollständig seine Wiederherstellung gelungen war. Und Hans musste einige Überzeugungsarbeit leisten, bis sie sich bereit erklärte, den Arm in einer provisorischen Schlinge ruhigzustellen.

Das war's. Im Großen und Ganzen kein Drama. Und ich will auch nicht andeuten, dass man aus dem Vorkommnis eine

Lehre ziehen könnte. Man hat Berenice starke Entzündungshemmer verschrieben, aber wir glauben, dass sie morgen schon wieder wie gewohnt arbeiten kann. Ansonsten blieb der Tag ohne besondere Vorkommnisse. Die Gespräche ziehen sich weiter hin. Ich versuche, bei Laune zu bleiben.

Du fehlst mir.

Der Richterhammer

Am Anfang war es ziemlich peinlich. Ich bekam mit, dass es unter den jüngeren Mitgliedern des Sekretariats sogar Gekicher gab, als ich ihn zum ersten Mal benutzte. Aber jetzt hänge ich sehr an meinem Richterhammer und genieße das scharfe Knallen des Hartholzes auf dem Resonanzblock, das den Sitzungsbeginn markiert und zur Ordnung ruft. Ganz offensichtlich respektieren die beiden Delegationen ihn und damit auch mich, was mich zu der Einsicht führt, dass die Idee der Beraterin in kulturellen Fragen, einen Richterhammer einzusetzen, sehr gut war.

Bei anderen Verhandlungen, denen ich vorgesessen habe, wäre der zeremonielle Aspekt, die Anmutung einer Gerichtsverhandlung, den der Hammer evoziert, nicht hilfreich gewesen. Schließlich bin ich kein Strafverfolger, wie ich pausenlos betone, oder Berater der Verteidigung oder gar der vorsitzende Richter, ich bin *lediglich* Vermittler – obgleich ich dieses Mal das «*lediglich*» aus meinen üblichen Eingangsbemerkungen weggelassen habe, ebenfalls auf Anraten der Beraterin für kulturelle Fragen, die es zu selbstabwertend fand, zu typisch britisch. «Ich bin norwegischer Staatsbürger», erinnerte ich sie. Sie, eine Finnin

aus jordanischem Elternhaus, entschuldigte sich. «Aber die Leute liegen da häufig falsch», sagte ich lachend. Sie kam auf ihr Argument zurück. «Was sie vor allem respektieren, ist Stärke», erklärte sie.

Du siehst, warum wir diese Berater beschäftigen (außerdem gibt es welche für die Bereiche Kulinarisches und Religion.) Es ist überaus wichtig, Bedingungen zu schaffen, in denen sich die verhandelnden Parteien so wohl wie möglich fühlen.

Was mich zum Lokum führt. Als ich die kleinen Schälchen auf den Tischen neben den Mineralwasserflaschen stehen sah, still oder mit Kohlensäure, darauf das Hotellogo, war ich der Auffassung, die Geste rieche förmlich nach westlicher Herablassung, der schlimmsten Art von Stereotypisierung. Wieso nicht wie gewohnt Pfefferminzbonbons nehmen?, dachte ich (obgleich auch die sicher problematische Konnotationen haben). Allerdings lag ich falsch: Beide Delegationen scheinen sich sehr über das Lokum gefreut zu haben und greifen nicht nur selbst beherzt nach der Süßigkeit, sondern reichen sie auch weiter und bieten sie – zumindest in besonders vielversprechenden Momenten – auch einander *gegenseitig* an.

Leider war der Einsatz von Lokum als Friedensgabe von nur kurzer Dauer. Ich habe vergessen, was genau schieflied, aber es wurden Dinge gesagt, an denen Anstoß genommen wurde, und das Anbieten hörte auf. Allerdings bildet die Schwäche für Lokum nach wie vor *eine Gemeinsamkeit* beider Seiten – und das ist zumindest etwas.

Ich habe den Vorsitz bei Verhandlungen innegehabt, bei denen, verlangte die eine Seite nach Orangensaft, die andere umgehend nach Apfelsaft fragte, nicht weil sie unbedingt Apfelsaft trinken wollte – obwohl unter Umständen großes Gewese darum gemacht wurde, tatsächlich davon zu trinken – sondern um deutlich zu machen, dass es durchaus helfen könnte, erneut in uns zu gehen, sollten wir gedacht haben, sie würden trinken, was die Gegenseite trinke. Worauf die andere Seite – also «die Orangensaftler» – reagierte, indem sie auch davon trank, ebenfalls nicht aus Lust auf Apfelsaft, sondern um klarzustellen, dass die Ablehnung gleicher Getränke eine kleinliche Geste war, zu der sie sich – «die Orangen- und Apfelsaftler», um es ganz genau zu nehmen – niemals herablassen würden. Worauf die Gegenseite – «die Apfelsaft und sonst nichts»-Seite, sozusagen – reagierte, indem sie nicht reagierte, den Retourkutsche-Orangensaft also nicht anrührte und so ihren Standpunkt verdeutlichte, zu ihrer Zufriedenheit zumindest, dass sie, nachdem sie diesen nun verdeutlicht hatten, das Ganze nicht auch noch breittreten würden.

Vor Kurzem gab es eine Auseinandersetzung um die Sonnenblenden. Oder genauer gesagt, wie viel Licht diese hineinlassen.

Unsere Plenarsitzungen finden im Hauptkonferenzraum des Hotels statt, einem Raum, der so konzipiert ist, dass Tageslicht hineinkommt, man aber keinen Ausblick hat – damit uns nichts ablenkt. Manchmal aber stört die Sonne, die schräg durch die

Oberlichter einfällt. Die Jalousien funktionieren, wie man es von einer derart hochmodernen Anlage erwartet, computergesteuert. Sie können mittels eines mausartigen Geräts minutiös austariert werden. Gott sei's gedankt, denn es graust mich allein beim Gedanken daran, welch langwieriges Prozedere nötig gewesen wäre, hätten wir einen Hausmeister rufen müssen, der dann auf die Leiter hätte steigen, an den Bändern ziehen und an diesem langen dünnen Plastikstab herumdrehen müssen, um den Winkel der Lamellen zu justieren, so wie wir es in den alten Zeiten getan hätten, den Urzeiten von vor zehn oder fünfzehn Jahren. Die Blair/Bush-Jahre meine ich damit. Als du zur Friedensdemo gingst und ich zuhause blieb. Und du meintest, ich zöge meine Karriere dem Protest gegen einen durch nichts legitimierten Angriffskrieg vor. Und ich lachend erwiederte: «Komm schon, Schatz ...» Und du murmeltest: «Nichts da, Schatz ...» Und ich einwandte: «Gut, aber wenn wir über widerrechtliche Angriffe sprechen, lass uns mal bei Saddam Hussein anfangen, damit, dass er das eigene Volk mit Giftgas tötet ...»

Aber zurück zu den Sonnenblenden. Zum Licht. Zu dem bevorstehenden Streit. Du kannst dir sicher vorstellen, welcher Art die Fotos und Videos sind, die wir anschauen müssen und mittels derer beide Seiten zu beweisen versuchen, wie viel bestialischer die anderen doch seien und weshalb mit denen eigentlich überhaupt nicht zu reden sei. An dem betreffenden Tag zeigten uns die Bildschirme just solch ein Bild. Nennen wir es: Aufnahme 1451. (Die Zahl allein spricht Bände.) «Aufnahme

1451 zeigt ...», setzte die Gutachterin an und wollte gerade erläutern, was darauf zu sehen war und warum es vorgelegt worden war, als eine der Seiten (die Seite, die es vorgelegt hatte) Einspruch erhob. Das Maß an Sonnenlicht, das durch die Oberlichter einfalle, reiche nicht aus, um das Bild vernünftig erkennen zu können, wurde argumentiert. Man bat darum, die Blenden etwas zu öffnen, und das wurden sie. Damit war die Sache, natürlich, noch nicht erledigt.

Die Gegenseite (jene, die die abgebildeten Gräueltaten verübt hatte) erhob nun ihrerseits Einspruch: Nun komme *zu viel* Licht herein. Die Blenden wurden also erneut justiert, und eine Weile lang war es wieder etwas dunkler im Raum. Aber nicht lange, da nun die Seite, die als erste Einspruch erhoben hatte, prompt ein zweites Mal Einspruch erhob, was dazu führte, dass die Blenden ein drittes Mal nachjustiert wurden und nun wieder mehr Licht auf die Dinge fiel. Allerdings nur so lange, bis die Gegenseite ihrerseits erneut Einspruch erhob und darauf bestand, dass man die Blenden ein viertes Mal neu justiere.

Und so ging es weiter: *ad nauseam*, nicht allerdings *ad infinitum*, da, ganz plötzlich, wie es oft geschieht, die Protagonisten des Spielchens überdrüssig wurden und es rasch zu einer Übereinkunft kam. Beide Seiten schienen zufrieden, auch wenn – oder vielleicht *weil* – die Lichtverhältnisse im Raum, zumindest im Auge des neutralen Betrachters, vom *status quo ante* nicht zu unterscheiden waren. Womit für mich der Punkt erreicht ist, an dem ich gelobe, von weiterem Pennäler-Latein abzusehen, allerdings will ich noch das

Behrends'sche Gesetz zitieren, wenn ich es denn erinnere (*ich erinnere es*), das besagt: Krieg = der lange und blutige Weg zurück zum Anfang.

Seine Anwendbarkeit auf dieses spezielle Vorkommnis ist auf den ersten Blick ersichtlich, was allerdings genauso für den Konflikt im Allgemeinen gilt. Deutet doch alles darauf hin, dass eine neue Friedensordnung lediglich die alte Teilung des Landes wieder in Kraft setzen und die Einigung nach Kriegsende lediglich die Kraftverhältnisse der Vorkriegszeit wiederherstellen wird. Anders formuliert, wenn auch nicht sonderlich elegant: all das hier bloß, um dorthin zurückzukommen.

Eine letzte Bemerkung zu den Sonnenblenden. In gewissem Sinne führte die Sache zu keinem Ergebnis. Anders betrachtet gewann allerdings die eine Seite. Errang zumindest einen kleinen Sieg. Verschaffte sich einen vorläufigen Vorteil. Wie das?

Schlicht und einfach dadurch, dass aufgrund des ganzen Hin und Hers das Bild – bei mal besserer, mal schlechterer Beleuchtung – die ganze Zeit über auf den Bildschirmen blieb und dadurch tiefer in unserer Bewusstsein eindrang als die anderen Aufnahmen, die wir an diesem Tag zu sehen bekamen, was sich für die Seite, die die auf dem Bild gezeigte Gräueltat mutmaßlich begangen hatte, in gewisser Weise nachteilig auswirkte, als wir gefragt waren zu evaluieren, welche der beiden Parteien denn nun die verwerflichere war. Und ganz zweifellos war das der Grund, oder zumindest ein Grund,

warum das Thema Licht von der Seite auf den Tisch gebracht worden war, die es aufgebracht hatte. Für einen kurzen Moment hatten sie den Gegner in die Schranken gewiesen. Und würden, so ihr Gefühl, in einem irgendwie besseren Licht dastehen. Und das war wichtig für sie, zumal diese Vorteilslage nur von kurzer Dauer war und sie sich sehr bald selbst wegen eigener schlimmer Verbrechen – höchstwahrscheinlich durch filmisches Beweismaterial belegt – auf der Anklagebank wiederfinden würden.

Ich versuche stets, ihre Gedankengänge nachzuvollziehen.

Oha, ein Bild eines unserer Soldaten, ihres Kriegsgefangenen, der gerade gekreuzigt wird. Erheben wir doch Einspruch, was die Lichtverhältnisse im Raum betrifft. Stellen wir sicher, dass das abscheuliche Bild eine Weile lang auf den Bildschirmen bleibt und sich ins Gedächtnis einbrennt. So zögern wir außerdem die Vorführung eines Videos hinaus, das zeigt, wie ein Mitglied unserer Miliz eine in einem Käfig gefangene Frau mit Benzin übergießt und bei lebendigem Leib verbrennt. Denn das wird uns schlecht aussehen lassen. An der Tatsache ist nicht zu rütteln. Auch wenn wir jegliche Verantwortung für den Zwischenfall von uns weisen werden. Andeuten werden, das Bild sei per Photoshop bearbeitet. Alles nur Erdenkliche anführen, um abzulenken und zu zerstreuen. Aber zerbrechen wir uns darüber später den Kopf, schauen wir uns lieber dieses Foto auf den Bildschirmen an, das einen unserer Soldaten zeigt, noch ein Junge im Grunde, sechzehn oder höchstens siebzehn. Sie schlagen ihm Nägel in die Hände. Er wird an diesem Kreuz hängen, sich vor Schmerz hin- und

herwerfen, bis er an Sauerstoffmangel stirbt. Oder Unterkühlung. Schauen Sie sich das an! Solche Dinge tun sie unserem Volk an, unseren Jugendlichen, Frauen und Kindern. Und darum brauchen wir mehr Tageslicht. Nein, das reicht nicht, öffnen Sie die Blenden etwas mehr, Sie müssen sich das Bild genau anschauen, es sich wirklich anschauen. Hören Sie nicht auf die. Lassen Sie nicht zu, dass die ihre Gräueltaten in Dunkelheit verhüllen. Sehen Sie nicht, was sie tun? Sie wollen nicht, dass Sie das volle Grauen sehen. So sind sie, diese Tiere ...

Du siehst, womit wir fertigwerden müssen. Was wir aushalten müssen. Ertragen, tolerieren. Wie fügsam und nachgiebig wir uns zeigen müssen! Verwundert es da, dass man manchmal einfach nur ausrasten und losheulen will? Alles und jeden mit Beschimpfungen und Verachtung überziehen. Oder gar ...

Was man natürlich nicht tut. Man wahrt das Gesicht. Obwohl bei diesem Anlass etwas in mir tatsächlich zerriss, denn ich sagte in einem Tonfall, den man, gemessen an den Umständen, nur als unangemessen flapsig bezeichnen kann: «Gentlemen» (es sind tatsächlich ausnahmslos Männer), «vielen Dank, dass Sie in diesem Punkt zu einem Kompromiss gefunden haben. Vielleicht können wir diesen Geist mit in die Nachmittagssitzung nehmen?» Und dann verfügte ich eine sofortige Unterbrechung für das Mittagessen, die ich mit einem beschwingten Tam-tam-tam meines Hammers besiegelte.

Klick. Ich schalte den Bildschirm aus. Und setze die Kopfhörer ab. Klick. Ich schalte auch den Bildschirm in meinem